

Ein Zimmer für jedes Kind

Gebrüder Immler geben Großfamilien ein Zuhause, das sie sich sonst nicht leisten können

Ein Haus für einen Euro Miete im Monat – so etwas gibt es. Die Stiftung der Gebrüder Immler bietet dies großen Familien an, wenn auch Senioren einzeln. Weihnachten feiern die ersten Familien im neuen Heim.

PETER HOLLAND

So muss es sich anfühlen, wenn Weihnachten, Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen. „Wir freuen uns riesig“, jubelt Daniela S. Die 40-Jährige ist noch vor dem Weihnachtsfest mit Ehemann Hermann (41), den sieben Kindern zwischen einem und 21 Jahren sowie ihren Eltern ins soeben fertiggestellte Haus im Kemptener Vorort Durach eingezogen. Sie hatte sich immer viele Kinder gewünscht, aber nie gedacht, dass es so schwer sein würde, eine bezahlbare und ausreichend große Wohnung zu finden. Jetzt hat die Arbeiterfamilie das große Los gezogen. Fast jedes Kind hat sein eigenes Zimmer; die Eltern haben ihr Schlafzimmer wieder für sich. Für die Großeltern ist eine Einliegerwohnung vorgesehen. Die beiden Gebäude nebenan sind für zwei Familien mit je vier Kindern reserviert. Anstelle der Großeltern werden dort zwei Seniorenpaare mit im Haus wohnen. Die Vermieter haben sie vermittelt. Die älteren Herrschaften, so ist es gedacht, sollen Haus und Kinder hüten, und später, wenn sie das nicht mehr können, von den Jüngeren versorgt werden.

Drei Generationen unter einem Dach, das schwebte Jakob und Karl Immler vor, als sie an Heiligabend vor vier Jahren ihre Großfamilienstiftung gründeten. „Wir haben festgestellt, dass wir in Deutschland einen Fehler machen. Nicht, weil die Menschen Kinderhasser sind, sondern weil sie nicht mehr zusammen wohnen können. Denn es gibt weder geeignete Bauprojekte, noch kann man sich das finanziell leisten“, sagt Jakob Immler (60), der mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Karl selbst einer Großfamilie entstammt, in der das Mehrgenerationenhaus Tradition hat. Seit mehr als 14 Generationen habe es in ihrer Familie stets mehr als sieben Kinder gegeben, sagen die Brüder. Auch sie seien zwei von sieben und hätten sehr früh die Vorzüge zu schätzen gelernt, mit vielen Geschwistern aufzuwachsen.

Die Brüder haben sich aus bescheidenen Verhältnissen emporgearbeitet. Heute sind sie erfolgreiche Immobilienunternehmer und könnten sich im eigenen Terrassenhotel in Isny-Neutrauchburg nach Gusto verwöhnen lassen. Aber sie sind bo-



Karl (links) und Jakob Immler haben sich zum Ziel gesetzt, die Situation von Familien zu verbessern.

Privatfotos



Eines der bezugsfertigen Mehrgenerationenhäuser im Kemptener Ortsteil Durach. Kurz vor Weihnachten sind die Familien eingezogen.

Drei Generationen in einem Haus

Die Stiftung der Brüder Immler stellt bis zu 30 Millionen Euro Kapital zur Verfügung, mit dem Häuser gebaut oder angemietet und dann für einen Euro im Monat an Familien zur Nutzung überlassen werden. Bedingungen: Die Familien müssen mindestens vier Kinder haben und mit den Großeltern oder

Senioren im Haus leben. Sterben die Großeltern, muss ein anderes Seniorenpaar einziehen oder die Familie muss sich nach einer individuell vereinbarten Zeit eine andere Wohnung suchen. Dies gilt auch, wenn die Kinder ausziehen. Nähere Informationen: www.immler-grossfamilienstiftung.de

denständig und sparsam geblieben. Geld geben sie weniger für sich als für andere aus. Ihrer Heimatstadt Isny haben sie etwa eine Realschule errichtet und für zehn Jahre zinslos vorfinanziert. Auch Brunnen, Kinderspielplätze und Radwege haben sie einrichten lassen. Sie haben sich jedoch auch dickköpfig gezeigt und den Stadtoberen gelegentlich eine

Wer Geld hat, der hat auch Neider

lange Nase gemacht, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen konnten.

Wer Geld hat, hat auch Neider. Diese Erfahrung machten die Immler-Brüder, als sie mit ihrer Stiftungs-idee an die Öffentlichkeit gingen: Mit dem Startkapital von 13 Millionen Euro, das auf 30 Millionen aufgestockt werden soll, wollten sie in Isny eine Siedlung mit 50 Häusern bauen, jedes 350 Quadratmeter groß, einschließlich Garten und Garage. Für einen Euro pro Monat wollten sie die Gebäude an kinderreiche Familien vergeben. Die Idee, angelehnt an die Augsburger Fuggerei, machte Schlagzeilen. Nicht nur positive. Kritiker geißelten das Familienbild der Brüder als reaktionär, weil sie festlegten, wer den Vorzug genießen sollte: Mindestens vier Kinder müsse das – verheiratete –

Paar haben, außerdem 20 Stunden gemeinnützige Arbeit im Monat leisten und Groß- oder Leihgroßeltern bei sich aufnehmen. Die Stiftung wendet sich ganz bewusst an „Normalverdiener, die sich mehr Kinder wünschen, aber nicht wissen, woher sie das Geld für weitere Kinder nehmen sollen“, heißt es in ihren Fördergrundsätzen. Die Immler-Stiftung will es auch nicht beim Bereitstellen eines fast kostenlosen Wohnraumes bewenden lassen. Vielmehr will sie die Kinder der Familien auch auf ihrem Bildungsweg mit Stipendien begleiten. Die Eltern sollen dadurch von den Kosten für die Ausbildung ihrer Sprösslinge entlastet werden.

In Isny konnten sie mit ihrem Bauprojekt nicht landen. Zwar hätte es ein mindestens sieben Hektar großes Grundstück gegeben, doch jeden Preis wollten die Immlers nicht zahlen. Im bayerischen Kaufbeuren indessen fanden sie in Oberbürgermeister Stefan Busse (CSU) einen, der sich um die Zukunft seiner Stadt sorgt. „Wir müssen jungen Familien Lebensqualität bieten, sonst sind sie irgendwann weg“. Freilich will das Projekt nicht so recht vorankommen. „Es herrscht im Moment Stillstand“, bemerkt die Sprecherin der Stiftung, Annkathrin Immler.

Doch die Immler-Brüder geben nicht so schnell auf. „Das Projekt muss langsam wachsen“, hat Karl Immler erkannt. Auch die Fuggerei sei nicht von heute auf morgen entstanden. Also hat man sich eine andere Lösung ausgedacht, um Erfahrungen zu sammeln. Die Isnyer nahmen zwei befreundete Unternehmer aus Oberstdorf und Schemmerhofen (Kreis Biberach) mit ins Boot. Der Oberstdorfer Josef Geiger hat in Durach drei Häuser hochziehen lassen, sein Kollege Andreas Dinkel baut in Schemmerhofen noch an zwei weiteren Wohngebäuden. Sie sollen Mitte nächsten Jahres bezugsfertig sein. Alle fünf Objekte werden nach dem so genannten Investorenmodell von der Immler-Stiftung zu marktüblichen Konditionen angemietet und dann an die Großfamilien übergeben.

Mit dem Einzug der ersten Familien haben die Immlers ein Etappenziel erreicht. Die kritischen Begleittöne rund um das Projekt seien weitgehend verstummt, berichtet Annkathrin Immler, die allerdings darüber genervt ist, welches Aufsehen die Auswahl der Familien erregte. Sie hofft dennoch, „dass die Leute ganz normal leben können“. Sie registriert aber auch wachsendes Interesse an Informationen über das Großfamilienmodell. Darauf sind die Immlers selbst gespannt.

Weihnachten im Land der Taliban

Im Grenzgebiet zwischen Afghanistan und Pakistan leben wenige Christen. Sie feiern Weihnachten, obwohl die Taliban die Region beherrschen.

NADEEM SARWAR, dpa

Das Stammesgebiet Süd-Waziristan ist einer der gefährlichsten Orte der Welt. Die Region im pakistanischen Grenzgebiet zu Afghanistan ist Rückzugsgebiet für Extremisten. Der Staat hat hier kaum etwas zu melden, umso mehr Macht hat dafür Baitullah Mehsud, der Anführer der pakistanischen Taliban. Immer wieder kommt es zu schweren Gefechten mit pakistanischen Soldaten, die US-Armee beschießt in der Gegend Ziele mit Raketen.

Inmitten der Extremisten und der konservativen Stammesangehörigen feiert eine kleine christliche Minderheit Weihnachten. Rund 500 Christen leben unter 400 000 Muslimen in Wana, der größten Stadt in der Unruhregion. Knapp 80 Familien werden an Weihnachten in der einzigen Kirche erwartet. „Wir haben keine Angst“, sagt Bischof Nazir Alam. „Wir werden unsere traditionellen Weihnachtslieder singen, einen sieben Pfund schweren Ananas-Kuchen anschneiden und Geschenke an die Kinder verteilen, wie wir es jedes Jahr machen.“

Die Kirche wurde Anfang der 30er Jahre gegründet, als britische Truppen in Wana eine Militärbasis errichteten. Im Jahr 2000 wurde sie in ein einstöckiges Gebäude umgesiedelt, auf dem ein Kreuz den Glauben verkündet – rund 100 Meter von der größten Moschee in der Stadtmitte entfernt.

In einer Ecke in dem protestantischen Gotteshaus, das zur Gospel Pentecostal Church International gehört, steht ein kleiner Weihnachtsbaum. Zur friedlichen Koexistenz mit den Taliban sagt der 63-jährige Bischof: „Wir geben ihnen (den Taliban) Liebe und wir bekommen dafür Liebe zurück.“ Die Extremisten verstehen, dass die Kirche ein Haus Gottes sei – wie eine Moschee.

Die Taliban, die in Pakistan Selbstmordanschläge verüben und im benachbarten Afghanistan gegen die „Ungläubigen“ kämpfen, tolerieren die Christen in Süd-Waziristan. Ein Taliban-Kommandeur namens Samiullah sagt, die Christen in Wana hätten „niemals irgendwem Ärger gemacht“. Doch die Toleranz habe ihre Grenzen, sagt ein Angehöriger der Kirche, der nicht genannt werden will. Missionarisch dürfen sich die Christen nicht betätigen. Dies würde das Zusammenleben ernsthaft gefährden.

Hoffen auf den lang ersehnten Frieden

Bethlehem freut sich über zahlreiche Pilger aus aller Welt – Heiligabend beginnt schon am Nachmittag

Aufatmen in der Geburtsstadt Jesu: Touristen haben Bethlehem wieder entdeckt. Auch Papst Benedikt hat einen Besuch der Stadt angekündigt, deren Bewohner sie nur mit Sondererlaubnis verlassen können.

MARTIN GEHLEN

Bethlehems Bürgermeister strahlt. Vom Balkon vor seinem Büro schaut Victor Batarseh direkt auf die Geburtskirche – die Hauptattraktion der Stadt und einer der bedeutendsten Orte des Christentums. 30 000 Besucher aus aller Welt sind über die Weihnachtstage angereist, „das beste Jahr seit langem“, sagt er. Neben Spaniern, Italienern und Deutschen ziehen inzwischen auffallend viele Pilger aus Osteuropa durch die Gassen – Polen, Rumänen und auch Russen. Eine 27-köpfige Gruppe amerikanischer Theologiestudenten aus Illinois, der politischen Heimat Barack Obamas, hat sich für vier Wochen in einem der Klöster eingemietet, „um die palästinensische Seite der Realität kennenzulernen“, wie sie sagen. „Alle 5000 Hotelbetten sind belegt“, freut sich Batarseh, während sein Blick über den Manger-Platz vor der Geburtskirche streift. Der Rathauschef ist Christ, wie 40 Prozent der 32 000 Einwohner.

Seine Stadt, in der nach dem Zeugnis der Bibel Jesus in einem

Stall zur Welt gekommen ist, hat sich herausgeputzt. An einem mächtigen Tannenbaum funkeln rote Lichterketten. Nachts leuchtet ein großer Stern mit Schweif über dem Platz vor der Basilika. In manchen Schaufenstern hängen Tannenzweige aus Plastik und rot-weiße Weihnachtsmänner aus China.

Heiligabend beginnt in Bethlehem am Nachmittag. In feierlicher Prozession geleiten hunderte palästinensischer Pfadfinder in beige Uniformen mit roten Halstüchern den aus Jerusalem kommenden katholischen Patriarchen Fouad Twal von der Stadtgrenze zur Kirche. Chöre aus fünf Ländern – der größte aus Spanien mit 186 Teilnehmern – singen bis in den späten Abend unter freiem Himmel Weihnachtslieder. Zur dreistündigen Mitternachtsmesse reist – wie jedes Jahr – auch der muslimische Präsident Mahmud Abbas aus Ramallah an und mit ihm das halbe Kabinett. „Abbas bleibt meist nur eine Stunde, das reicht ihm“, schmunzelt Batarseh.

Nach acht Jahren Intifada ist verhaltener Optimismus in die Geburtsstadt Jesu zurückgekehrt. 1,2 Millionen Touristen waren 2008 hier, doppelt so viele wie im Jahr zuvor. Die Arbeitslosigkeit, lange bei 50 Prozent, hat sich halbiert. Auch ein weiterer Papstbesuch nach der Visite von Johannes Paul II. im März 2000 sei nun „zu hundert Prozent sicher“, heißt es bei den Stadtvätern. „Der Heilige Vater möchte mit uns und für uns beten, und er will sich



Ein stilisierter Weihnachtsstern beleuchtet den Platz vor der Geburtskirche in Bethlehem.

Foto: Katharina Eglau

Wissen aus erster Hand verschaffen über die harten Lebensbedingungen unserer Region“, schrieb Patriarch Fouad Twal in seiner Weihnachtsbotschaft. Das genaue Besuchsprogramm wird erst im Februar abgestimmt, Bethlehem jedoch ist zusammen mit Nazareth und Jerusalem auf jeden Fall dabei. Benedikt XVI. soll vom 8. bis 15. Mai 2009 Jordanien und das Heilige Land besuchen.

Diese Botschaft zaubert ein breites Lächeln auf das Gesicht von Louis S. Michel. Zusammen mit seiner Frau hat er gerade ein neues Andenkengeschäft in der Sternstraße eingerichtet. In seiner Auslage rei-

hen sich die Jesuskinder aus Plastik wie in einer Neugeborenenstation. „Wir haben mit den Vorbereitungen begonnen“, sagt er und zupft an seinen frisch arrangierten Olivenholz-Krippen herum. „Der Papstbesuch wird allen zeigen, wie friedlich und gastfreundlich wir sind.“

„Touristen sind nicht nur eine Einnahmequelle. Sie sind für uns Palästinenser auch eine Brücke zur Außenwelt“, sagt Tourismusministerin Khoulood Daibes. Die Architektin stammt aus Bethlehem und hat in Deutschland studiert. Verlassen können die Menschen ihre zwei mal zwei Kilometer große Kommune praktisch nicht. Wer in das nahe Je-

rusalem fahren will, braucht eine Spezialerlaubnis der israelischen Behörden, die selten bewilligt wird. „Der Mauerbau geht weiter, die jüdischen Siedlungen wachsen wie Geschwüre und lassen nichts mehr übrig, wohin Bethlehem sind noch ausbreiten kann“, sagt der evangelische Pfarrer Mitri Raheb. Keiner der israelischen Kontrollpunkte sei bisher abgebaut worden. Immer mehr Straßen in der Westbank sind jüdischen Siedlern vorbehalten. „Wir leben in einem voll entwickelten Apartheidsystem“, sagt der Theologe, dessen Gemeinde Partnerschaften mit Kirchen in den USA, Deutschland und Dänemark hat.

Die streckenweise zehn Meter hohe Betonmauer schlingelt sich wie ein grauer Bandwurm durch die karg-grüne Landschaft. Für Ministerin Daibes ist sie „eine monströse Barriere, die Touristen Angst macht und sie davon abhält, in den palästinensischen Gebieten zu übernachten“. Abgesehen von Weihnachten und Ostern bleiben die meisten Besucher im Schnitt nur zwei Stunden in Bethlehem. „Von den Einnahmen des Tourismus im Heiligen Land bleiben zwei Prozent in den palästinensischen Gebieten, 98 Prozent in Israel“, erklärt Daibes.

„Wir sehen die Leute nur von weitem“, sagt Hatem Ali, der das Restaurant Al-Sufra in der Hauptmarktstraße kürzlich von seinem Vater übernommen hat. „Die Stadt ist voll Menschen, aber wir verdienen nichts.“ George Baboul dagegen ist zufrieden. Seit 1962 besitzt er den „Bethlehem Star Store“, endlich läuft das Geschäft mit Jesusfiguren, Holzkreuzen und geschnitzten Krippen wieder. Vier seiner fünf erwachsenen Kinder leben im Ausland, nur der Jüngste ist geblieben. Nebenbei in der kleinen Holzwerkstatt sitzen drei Arbeiter in Bergen von Sägemehl und stellen wie am Fließband Rosenkränze her. Ans Auswandern hat der 74-Jährige nie gedacht – auch nicht, als während der Zweiten Intifada jeden Tag geschossen wurde, sogar auf die Geburtskirche. Für 2009 hat George Baboul nur einen Wunsch: „Ich hoffe, es gibt endlich Frieden.“